

SPIEGEL GESCHICHTE vom 21.03.2025, Nr. 2, S. 64

Geschichten

Tod eines Außenseiters

Am Ende quält auch das »vielleicht«. Denn was wäre gewesen, wenn Joseph Wulf den Brief noch gelesen hätte? Wenn seine Privatsekretärin Ursula Böhme an diesem Mittwoch nicht erst um 11.30 Uhr mit dem Kuvert in die Giesebrechtstraße 12 gekommen wäre, 10629 Berlin-Charlottenburg. Vielleicht wäre der Tag anders weitergegangen. Vielleicht hätte er Hoffnung geschöpft. So aber lag Wulfs Armbanduhr auf dem Nachtschisch, als die Assistentin zurückkehrte. So stand das Fenster zum Innenhof offen, und Ursula Böhme musste in die Diktiergeräte der Boulevardjournalisten sprechen, die kurz darauf vor dem Haus erschienen: »Wenn ich da gewesen wäre, wäre das nicht passiert.«

Es war der 11. Oktober 1974 zur Mittagszeit, und in der Blutlache im Innenhof lag Joseph Wulf, 61. Der Mann, den man sonst stets sorgfältig gekleidet mit Pfeife und Einstecktuch den Kurfürstendamm entlangspazieren sah, trug nur ein buntes Sport-T-Shirt und eine graue Hose. Ganz so, als wäre er schon nicht mehr im Dienst.

»Berühmter Berliner Forscher sprang aus dem vierten Stock. Joseph Wulf, der Gelehrte, der 18 Bücher über das Dritte Reich schrieb, konnte den Tod seiner Frau nicht verwiden«, stand am nächsten Tag in der »Bild«-Zeitung.

Es war die erste Spekulation über das Ende eines Mannes, dessen Suizid die Wissenschaft bis heute beschäftigt. Erst im Oktober 2024 erschien der bisher letzte Beitrag in der »Frankfurter Allgemeinen«. Überschrift: »Zeichen einer Retraumatisierung«. Der Politikwissenschaftler und Antisemitismus-Experte Gideon Botsch sah bei der Deutung des Suizids einen Fakt bislang zu kurz gekommen: die -Proteste gegen Israel anlässlich des Jom-Kippur-Kriegs 1973.

Ein Suizid lässt sich selten auf einen einzigen Grund verdichten. Im Fall von Joseph Wulf fand die Tat noch dazu vor einem besonderen Hintergrund statt. Wulf war nicht nur Aufklärer über die Naziverbrechen. Er war auch eines ihrer Opfer. Ein Auschwitz-Überlebender, der zum Pionier der Holocaustforschung wurde. Von der deutschen Geschichtswissenschaft wurde er zeitlebens geschnitten und mit hochgezogenen Brauen bäugelt.

Wulf setzte die mangelnde Aufarbeitungsbereitschaft der Deutschen zu. Dies verdeutlicht ein Brief, den er drei Monate vor seinem Tod an seinen Sohn schickte. Darin zog Wulf Bilanz. »Mein lieber David, ob ich ein Jude bin? Ich weiß es ehrlich nicht«, begann das Schreiben. Danach listete der Intellektuelle die Gewissheiten seines Lebens auf, 13 Punkte in Schreibmaschinenschrift.

Darunter Punkt zwölf: »Ich habe hier 18 Bücher über das Dritte Reich veröffentlicht, und das alles hatte keine Wirkung. Du kannst dich bei den Deutschen totdokumentieren, es kann in Bonn die demokratischste Regierung sein - und die Massenmörder gehen frei herum, haben ihr Häuschen und züchten Blumen (die kleinen SS-Leute, die nur Befehle ausgeführt haben, werden zwar verurteilt, aber später befreit, weil sie Kreislaufstörungen haben)«, so das Fazit des Historikers im Sommer 1974.

Eine etablierte Holocaustforschung existierte damals noch nicht. In der systematischen Ermordung der Juden durch die Nationalsozialisten sahen die deutschen Historiker - mit wenigen Ausnahmen - bis in die Achtzigerjahre hinein kein eigenes Forschungsfeld. Ihr Blick galt in den ersten Jahrzehnten nach Kriegsende eher den politischen Strukturen und gesellschaftlichen Wirkungen des Nationalsozialismus; konkrete Täter und ihre Verbrechen verschleierte das eher.

»Vor diesem Horizont war Wulf ein Außenseiter im -doppelten Sinne. Inhaltlich wie persönlich. Sein Lebenswerk sah er in den letzten Monaten, anders als wir heute, als gescheitert an«, sagt der Kulturhistoriker Nicolas Berg. Der Wissenschaftler holte Wulf mit seinem Buch »Der Holocaust und die westdeutschen Historiker« 2003 aus der Versenkung. Wulfs Name wurde in der Geschichtswissenschaft zuvor jahrzehntelang in Fußnoten verbannt, seine Leistungen verschwiegen. Eine tragische Ausgrenzung, sagt Berg.

Geboren wurde Wulf 1912 in Chemnitz. Seine Kindheit verbrachte er in Krakau. Der Vater war ein wohlhabender Geschäftsmann und tiefgläubiger Jude, der seinen Söhnen viel Freiraum ließ. Schon als Jugendlicher las Wulf wie einer, der von Worten besessen war, darunter viel Deutsches: Kleist, Schiller, Heine. Er studierte in Weißrussland und Frankreich, kehrte mit 22 Jahren nach Krakau zurück und verliebte sich in Jenta, ein hochgebildetes Mädchen aus einer berühmten Rabbinerfamilie. Das erste Kind kam 1939. Ums Geld musste sich der junge Wulf nicht kümmern. Sein Vater hatte entschieden, dass sich seine Söhne bis zum 40. Lebensjahr frei entfalten sollten. Wulf war ein Caféhaus-Geschöpf, traf sich mit Künstlern und Schriftstellern, 1939 erschien sein erstes Buch auf Jiddisch: »Kritische Miniaturen«.

In dieser Zeit war das Kriegsgrollen schon überall zu hören. Knapp 3,5 Millionen Juden lebten zu dieser Zeit in Polen, sie

machten ein Zehntel der Bevölkerung aus. Wulfs Vater hielt die Deutschen für ungefährlich. »Als die deutsche Wehrmacht Krakau besetzte, sagte mir mein Vater: Bist du verrückt? Die Deutschen lieben Kinder. Du hast ein Kind, und Euch wird gar nichts passieren«, erzählte Wulf später in einem Brief an einen Freund.

Doch der Naziterror begann sofort, nachdem die Deutschen im September 1939 Polen angegriffen und besetzt hatten: Armbinden, Enteignungen, schließlich Ghettoisierung. An den willkürlichen Ermordungen von Juden, die bald folgten, beteiligten sich nicht nur SS-Gruppen, sondern auch die deutsche Ordnungspolizei. Der Historiker Saul Friedländer, ein Bekannter Wulfs, sprach später von der »willkommenen Unterhaltung«, im Ghetto Juden zu quälen. Insbesondere solche, die als Orthodoxe erkennbar waren. »Auf sie wurde geschossen, sie wurden gezwungen, sich gegenseitig Kot ins Gesicht zu schmieren, sie mussten springen, kriechen, singen.«

Wulf, der mit seiner Familie ins Krakauer Ghetto ziehen musste, wurde Augenzeuge solcher Exzesse - sah dem Horror ins Gesicht. Auch dies war einer der Gründe, warum er später Historikerkollegen so vehement entgegentrat, die behaupteten, die unterschiedlichen militärischen Gruppen hätten sich bei der Besetzung Polens im Umgang mit den Juden stark unterschieden.

Wulf hat nie einen Text über seine eigene Leidenszeit im Ghetto oder in Auschwitz veröffentlicht. Einen Rundfunkbeitrag dazu ließ er wieder streichen. Einerseits weil es in den ersten Jahren nach 1945 seine historische Forschung nicht überlagern sollte. Andererseits weil sein wichtigstes autobiografisches Projekt später bei den Verlagen auf wenig Interesse stieß. In »Tagebuch eines Ostjuden« wollte Wulf sein Leben erzählen. Eine Würdigung seines Kampfes, dessen Details sich nun vor allem aus späteren Briefen von ihm rekonstruieren lassen.

Fest steht: Der Schrecken veränderte Wulf. Bereits 1939 schloss er sich einer jüdischen Widerstandsgruppe an, die Gleise sprengte, Flugblätter verteilte und später auch Attentate auf Kollaborateure verübte. Wulf erledigte Kurierdienste, organisierte Treffen, übermittelte Informationen. 1943 flog seine Zelle bei einem Geheimtreffen im Keller seiner Wohnung auf, weil die Gestapo zwei Spitzel eingeschleust hatte. In der Nacht wurde das Haus umstellt, Blendgranaten und Schüsse krachten. Einen Monat lang wurde Wulf anschließend im berüchtigten Gestapo-Gefängnis in der Monte-lupich-Straße in Krakau verhört. Die Gestapo wollte ihn mithilfe eines ehemaligen Boxprofis »zum Reden« bringen, doch Wulf, der später nicht mehr aufhören konnte zu schreiben, redete nicht. Ein Schweigen, auf das er zeitlebens stolz sein würde.

Danach folgte Auschwitz. Wulf kam in den Lagerteil Monowitz, wo die I.G. Farben eine berüchtigte Gummifabrik betrieb. Die Todesraten in den Baracken waren extrem, doch er überstand zwei Jahre Sklavenarbeit, Selektionen und Sadismus.

Zu Wulfs Überleben, das Freunde aufgrund seiner fragilen Konstitution immer wieder überraschte, trug auch seine Sprachkunst bei. Abends erzählte Wulf einem der Funktionshäftlinge, die unter den Juden höher gestellt waren, »schöne Geschichten«, was ihm etwas mehr wässrige Suppe und nicht die todbringenden Arbeiten einbrachte. Den Horror im Lager fasste er später in einem lakonischen Satz zusammen: »Meine eigentliche Universität war Auschwitz.«

Im Januar 1945 gelang ihm auf einem der Todesmärsche, auf welche die Nazis die KZ-Insassen nach der Räumung des Lagers zwangen, die Flucht. Wulf schlug sich nach Krakau durch und fand dort seine Frau und seinen Sohn wieder, die sich während der letzten zwei Jahre auf dem Hof eines katholischen Bauern versteckt hatten. Ihr Unterschlupf war ein erbärmlicher Verschlag unter einem Kuhstall gewesen, kaum Tageslicht, keine 1,60 Meter hoch. Ein kalter Sarg aus Erde. Wulfs restliche Familie hatten die Deutschen ermordet.

Es muss in dieser Zeit gewesen sein, dass Wulf die Entscheidung traf, die sein weiteres Leben prägen würde: Der Krieg war noch nicht vorbei, da wurde Wulf zum autodidaktischen Historiker. Zusammen mit anderen Überlebenden gründete er die Jüdische historische Kommission. Deren Ziel war es, die Verbrechen der Nazis zu dokumentieren. Wulf selbst antwortete später auf die Frage nach seiner Motivation gern mit einer Anekdote. So soll der jüdische Historiker Simon Dubnow bei der Abholung durch seine Nazimörder 1941 den Beobachtern folgenden Satz zugerufen haben: »Notiert alles.«

Wulf begann zu schreiben, zu redigieren, zu editieren. Beim Prozess gegen den sadistischen KZ-Kommandanten Amon Göth, der auch im Film »Schindlers Liste« eine große Rolle spielt, war er vor Ort. Wulf sah in Göth den Mörder seines Vaters und wohnte, wie er schrieb, »Gott sei Dank« Göths Hinrichtung in Polen bei.

Gleichzeitig musste Wulf feststellen, dass auch das kommunistische Nachkriegspolen für Juden kein sicherer Ort war. Schon 1946 kam es wieder zu Pogromen - dieses Mal durch polnische Nationalisten. Tagelang musste sich die Familie Wulf in Krakau in einem Keller verbarrikadieren. Auch dies dürfte einer der Gründe gewesen sein, warum Wulf seine sichere Stellung in der Kommission aufgab und sich für die Ausreise entschied. Erst Skandinavien, dann ein paar Jahre Paris, schließlich Berlin, die »Stadt des Reichssicherheitshauptamtes«, wie er sie Anfang der Fünfzigerjahre nannte.

Nach dem Weggang aus Polen begriff sich Wulf zeit-lebens als Staatenloser. Nach Deutschland zog er aus publizistischen Gründen: Er wollte dort wirken, wo das Morden gesteuert worden war.

Wulf zog mit seiner Frau Jenta, die gesundheitlich noch immer unter der Verfolgung während der NS-Zeit litt, nach Charlottenburg. Zu Hause sprachen sie Jiddisch miteinander, mit ihrem Sohn David Deutsch. Wulfs Schreibtisch wurde zu einem Ein-Mann-Institut. Darüber ein Schild wie ein Mantra, sechs Wörter auf Hebräisch: »Erinnere dich an die sechs Millionen!!!«

Wulfs Begrüßungsgeschenk an die Deutschen entfachte sogleich einen Skandal. »Das Dritte Reich und die Juden«, der Band, den er 1955 zusammen mit dem jüdischen Überlebenden Leon Poliakov herausbrachte, versammelte Originaldokumente über

die Judenverfolgung, die einen Adenauer-Berater als Täter entlarvten. Bundeskanzler Konrad Adenauer brach daraufhin eine Reise in die Sowjetunion ab.

Es war das erste Buch in deutscher Sprache, das sich explizit mit dem Judenmord auseinandersetzte und Täter und Kollaborateure namentlich nannte. Ein Tabubruch. Denn im kriegsversehrten Deutschland hatte man sich in den Fünfzigern schnell auf kollektives Schweigen über die Verbrechen geeinigt. Das zeigte sich auch in den Buchhandlungen, wo das 1947 erschienene »Tagebuch der Anne Frank« ebenfalls zunächst ein Ladenhüter blieb.

Der Autor und Wulf-Freund Gerhard Schönberner charakterisierte die Zeit in seinem Nachruf auf Wulf später treffend als »eine Phase, in der jede Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit nicht nur als überflüssig und unzeitgemäß, sondern als politisch schädlich betrachtet wurde«.

Die USA waren von der »Reeducation«, der demokratischen Umerziehung der Deutschen, schnell zum Pragmatismus des Kalten Kriegs übergegangen: Man brauchte die Bundesrepublik als Bollwerk gegen die Sowjetunion. Die westlichen Alliierten verzichteten auf die Hälfte der Nürnberger Folgeprozesse, und auch Kanzler Adenauer wirkte aktiv auf die Begnadigung bereits rechtskräftig verurteilter NS-Kriegsverbrecher hin. Wulf sah zu, wie die einstigen Täter in die Institutionen zurückkehrten, Richter, Mediziner, Hochschullehrer. Zwei Drittel der Kriminalbeamten in den Sechzigerjahren hatten zuvor unter NS-Verbrecher Reinhard Heydrich im Reichssicherheitshauptamt gedient.

Was blieb Wulf als die Rolle des Querulanten? Ein Querulant der Archive allerdings, der nicht schrie, sondern schrieb. Ein Buch nach dem anderen. »Das Dritte Reich und seine Diener« (1956). »Das Dritte Reich und seine Denker« (1959). »Das Dritte Reich und seine Vollstrecker« (1961). Die Bücher waren zwar keine Flops, aber der große Durchbruch ließ sich mit diesen Themen nicht erzielen. Die »Frankfurter Allgemeine« schrieb 1963 halb anerkennend: »Joseph Wulfs großes und unbestreitbares Verdienst ist es, dass er als erster die Mistgabel ergriffen hat.«

International kämpften auch andere jüdische Historiker darum, das Thema in der Forschung zu verankern - Leon Poliakov in Frankreich, Raul Hillberg in den USA oder Saul Friedländer in Israel. Auch sie hatten es anfangs nicht leicht. In Deutschland aber hatte Wulf eine Sonderstellung, welche ihm viele Briefe einbrachte. Auch von ehemaligen SS-Leuten, die ihm Material zur Verfügung stellen wollten, das ihre angebliche Unschuld offenbarte. Wulf kommentierte trocken: »Sie lügen alle.«

Der akademische Betrieb hingegen wollte von Wulf nichts wissen. Hinter vorgehaltener Hand wurde über den Autodidakten gelästert. Sein Vorgehen, bei dem er Originalquellen mit pointierten Überschriften kombinierte, Auszüge aus längeren Dokumenten wiedergab und seine Opfer- und Täterberichte einander gegenüberstellte, wurde als unwissenschaftlich bekräftelt. Dabei wollte Wulf den Schrecken nicht nur belegen, sondern auch lesbar machen.

»Aus heutiger Sicht kann man über die Geschichtswissenschaft von damals nur den Kopf schütteln«, sagt Kulturhistoriker Berg. Wulf sei seiner Zeit in seinen Methoden und seiner Themensetzung bestimmt 20 bis 30 Jahre voraus gewesen. »Während die deutschen Historiker in den Fünfziger- und Sechzigerjahren noch kreisförmig um die Fakten und Täter herumschrieben und sich um Schuldfragen drückten, ist Wulf zielstrebig darauf zugegangen und hat lakonisch die Fakten präsentiert.«

Selbst das 1949 gegründete Münchner Institut für Zeitgeschichte, das sich explizit der Erforschung der nationalsozialistischen Herrschaft widmen wollte und sollte, führte eine regelrechte Kampagne gegen Wulf. Die deutschen Akademiker blickten auf die als subjektiv empfundene jüdische Erinnerung herab. Wulf konterte schon damals mit einem Satz seines Berufskollegen Hans Rothfels: »Ich bin objektiv, aber nicht neutral.«

Parallel begann er, sich im deutschen Geistesleben zu vernetzen. Fotos aus jener Zeit zeigen Wulf im Gespräch mit dem Autor Golo Mann, Sohn des Literaturnobelpreisträgers Thomas Mann. Wulf lachend mit dem Schriftsteller Günter Grass. Sogar der Literat Ernst Jünger, der im Dritten Reich eine fragwürdige Rolle gespielt und eine Zeit lang mit den Nazis sympathisiert hatte, besuchte Wulf und seine Frau Jenta zu Hause.

Wulf suchte bei ihnen nach Unterstützung für einen Plan: ein Forschungsinstitut an einer besonderen Adresse, direkt am Wannsee. In jener Villa, in der führende Nationalsozialisten im Januar 1942 bei einer Konferenz zur »Endlösung der Judenfrage« die Vernichtung der Juden beschlossen hatten. »Besprechung mit anschließendem Frühstück« hatte auf der Einladung zur Tagung über den Massenmord gestanden.

Im Spätsommer 1965 schickte Wulf dem SPD-Politiker Egon Bahr, Sprecher des Berliner Senats, einen Brief: »Sehr geehrter Herr Bahr, bezugnehmend auf meine Briefe an Sie ... möchte ich Ihnen mitteilen, dass heute der Verein »Internationales Dokumentationszentrum zur Erforschung des Nationalsozialismus und seiner Folgeerscheinung e.V.« gegründet worden ist.«

Die Unterstützerliste las sich wie ein Who`s who der damaligen deutschen Kulturelite. »Die ganze Idee der Wannsee-Villa geht auf Wulf zurück und zeigt einmal mehr, dass er ein besonderer Kosmopolit mit Weitblick und einem präzisen Gespür für moderne Symbolik war«, sagt Deborah Hartmann, heute die Leiterin der Gedenk- und Bildungsstätte »Haus der Wannsee-Konferenz«.

Wulf kämpfte viele Jahre darum, den Ort zu einem zentralen Ort des Gedenkens zu machen. Auf dem riesigen Gelände befand sich damals ein Landschulheim für Kinder aus Neukölln, die hier Faschingspartys und Sommerfrischen veranstalteten. Gerade von konservativer und rechter politischer Seite kam heftiger Widerstand gegen Wulfs Vorschlag. »Sollen Berliner Kinder für NS-Verbrechen büßen?«, hieß es in der Presse. Die Rede war von »heidnischen Opferbräuchen«, davon, dass

Arbeiterkinder »Erholungsmöglichkeiten verlieren, für die es keinen Ersatz« gebe. Wulf wurde angegangen, kritisiert, beleidigt. Selbst der Berliner SPD-Bürgermeister Klaus Schütz sprach von einer »makabren Kultstätte«.

Es gehört zu den vielen Tragödien im Leben von Joseph Wulf, dass er seinen Plan nie verwirklicht sah. Die Wannsee-Villa wurde erst 1992 zum offiziellen Gedenkort. Wulf dagegen, der gehofft hatte, Leiter des Instituts zu werden, wurde vom Land Berlin hingehalten, das den Gedenkort aus politischen Gründen verhindern wollte. 1973 löste sich sein Verein resigniert auf.

Dabei hätte das Institut dafür sorgen können, dass Wulf endlich bekam, was ihm zeitlebens fehlte: ein festes Einkommen. Wulf war mittlerweile über 60 Jahre alt, hatte Preise gewonnen, war bekannt, doch es fehlte immer an Geld. Er wurde immer verzweifelter, schrieb Briefe, bat Freunde um Hilfe. »Seit über einem Jahr habe ich kein Einkommen. Nach 25 Jahren Arbeit stehe ich praktisch vor dem Nichts. Mein Thema - das Dritte Reich - ist heute nicht mehr gefragt und aktuell«, schrieb er bereits 1970.

Dies war immer wieder sein heimlicher Traum gewesen, wie sein Freund Schönberger festhielt: sich sicher fühlen. Wulf brauchte die große Berliner Wohnung, die Gastfreundschaft, mit der er Menschen empfing, als Mittel gegen das eigene Trauma. Ohne all das konnte er nicht arbeiten. Das war keine Marotte oder Eitelkeit, sondern existenzielle Erinnerung an die Geborgenheit der Heimat, die es nicht mehr gab.

Wulf begriff sich nie als Deutscher, sondern bezeichnete sich zeitlebens als »Jude aus Galizien«. Doch in Berlin, wo er jeden Abend mit beamtenhafter Disziplin die »Tages-schau« verfolgte, hatte er mit Jenta ein Zuhause gefunden.

Der Tod seiner Frau im August 1973 erschütterte ihn wie nichts »anderes seit Auschwitz«. Wulf brach zusammen, kam in eine Klinik. Sein Freund Schönberger sprach später von der »Umarmung eines Ertrinkenden«. Doch Wulf gab auch danach nicht auf, versuchte es weiter, rappelte sich noch einmal hoch, versuchte zu schreiben, Tag für Tag.

Doch die Stimmung verdüsterte sich weiter. Das Wettern vieler deutscher Studenten gegen Israel belastete ihn. Wulf erkannte in den Studentenprotesten einen neuen »linken Antisemitismus«. Besorgt vermerkte er in einem Brief: »Ich weiß, daß - ausgenommen die USA - Israel zur Zeit so isoliert ist wie die Juden zwischen 1939-1945.«

Etwas mehr als ein Jahr nach dem Tod seiner Frau, den er nie verwunden hatte, siegte am 11. Oktober die Depression. So verpasste Wulf, was seine Assistentin an diesem Tag von der Post mitbrachte. Die Zusage eines Verlags für sein autobiografisches Projekt: »Tagebuch eines Ostjuden«.

Jonas Breng